

# Mit Leben erfüllte Baukunst

**Jubiläum** Nach 50 Jahren Hugo-Häring-Landespreis macht eine Ausstellung in Stuttgart den Gegencheck. Haben die prämierten Architekturprojekte ihr Qualitätsversprechen gehalten? *Von Ulla Hanselmann*

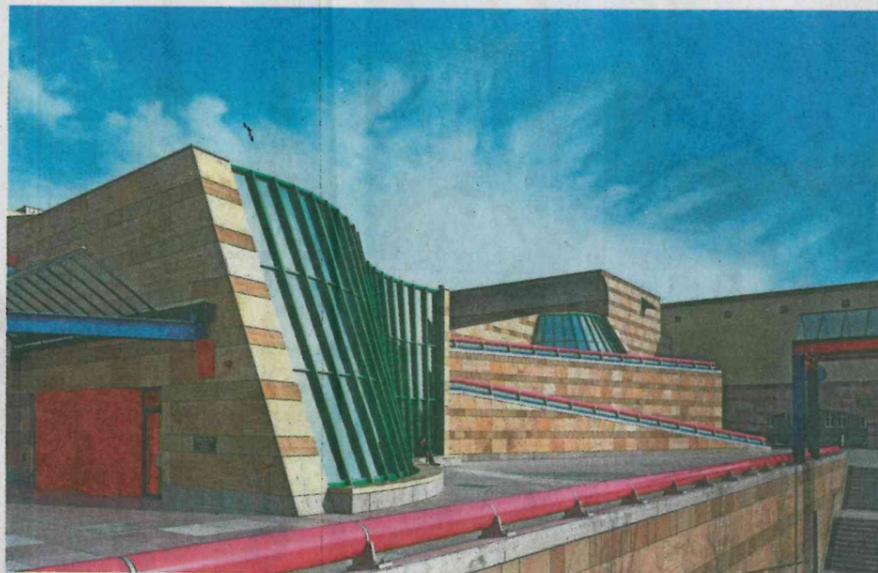
**E**in Wiedersehen mit alten Bekannten ist nicht immer erfreulich. Unangenehm wird's vor allem dann, wenn das Gegenüber sich zu seinem Nachteil verändert hat, die Erscheinung negativ von dem Bild abweicht, welches man im Kopf bewahrt hatte. Was nicht heißen soll, dass die Jahre nicht ihren Tribut fordern dürfen. Nichts übertrifft mit den Jahren gereifte Schönheit.

1969 wurde der Hugo-Häring-Landespreis ins Leben gerufen, seither hat der Landesverband Baden-Württemberg des Bundes Deutscher Architekten 171 Große Hugos vergeben; es ist der bedeutendste Architekturpreis des Landes. Das Auswahlverfahren, das nach dem Baumeister Hugo Häring (1882-1958) benannt ist und seit 1978 alle drei Jahre erfolgt, ist zweistufig: In einer ersten Stufe werden die besten Bauten aus den Kreisgruppen des BDA prämiert; im Folgejahr bestimmt die Jury aus dem Kreis dieser Hugo-Häring-Auszeichnungen die Landespreisträger. Die von Architekten gern salopp als Kleine und Große Hugos titulierte Ehrung soll nicht nur mustergültige architektonische Qualität, sondern auch die gesellschaftlich verantwortliche Zusammenarbeit von Architekt und Bauherr würdigen.

Nach fünfzig Jahren zurückzublicken liegt nahe – genau das tut die jetzt im BDA-Wechselraum in Stuttgart eröffnete Ausstellung „Zweiter Blick. Ein halbes Jahrhundert Hugo-Häring-Landespreise 1969-2019“. Der Fotograf Wilfried Dechau reiste durchs Land, nahm sich 38 Bauten aus vier Dekaden vor. Er stellte dabei historische Fotos nach, indem er die Bauten vom gleichen Standpunkt aus aufnahm. Vorher, nachher – Hugo-Häring-Preis revisited also. Dechau zieht die aktuellen Aufnahmen groß, ordnet sie meist zum Quartett oder Duett. Die kleinformati-geren, historischen Fotos samt Datenblatt stellt er ihnen an die Seite. Renommierte Architektexperten wurden verpflichtet, zu jedem Objekt ihr Kritikerurteil zu fällen. Ein Auftrag, der in knappe, mal mehr, mal weniger geschliffene Texte mündete.

Durch das sorgfältige Arrangement auf weißem Grund können die Fotografien ihre Wirkung trotz der Beengtheit des Ausstellungsraums entfalten. Nur steht zu befürchten, dass die ansprechende Präsentation von einem Gutteil der Besucher eher am Rande gewürdigt wird: Man sieht sie meist nah an die Fotografien heranreten, Details studieren. Denn klar ist: Hier geht es um den Gegencheck. Hält die damals ausgezeichnete Architektur heute noch den Erwartungen stand, die einst in sie gesetzt wurden? Gerade der durch die Schau ermöglichte „zweite Blick“ ist es, der die einst bescheinigte Qualität des Gebauten nun erst bestätigen oder aber wieder aberkennen kann, zeigt sich diese doch erst in der zeitlosen Gültigkeit.

Bei den meisten Bauten ist das Wiedersehen ein Genuss. Zu den Preisträgern, die sogar „weltweit ausstrahlten“, wie Stephan Trüby, Direktor des Stuttgarter Instituts für Grundlagen moderner Architektur und Entwerfen, bei der Eröffnung anmerkte, gehört an vorderster Stelle die



Die Neue Staatsgalerie entfaltet nach wie vor ihre Wirkung: Das Bild oben stammt aus dem Jahr 1984, das Foto unten zeigt den Bau heute. Fotos: Peter Walsler, Wilfried Dechau

Neue Staatsgalerie in Stuttgart, James Stirlings postmodernes Vermächtnis, das 1988 einen Architekturstreit vom Zaun brach, der sich gewaschen hatte. Nach wie vor entfaltet die opulente Bauskulptur ihre Wirkung; der Muschelkalk- und Sandsteinfassade hat die Zeit nichts anhaben können. So ziehen mit den Fotos Strömungen, Debatten und Skandale am Betrachter vorbei, lassen Aufregung und

Eifer von einst aber meist nichtig erscheinen. Was vor allem beeindruckt: Manche Bauten sind mit den Jahren geradezu aufgeblüht – die Architektur scheint erst durch die Erfüllung mit Leben zu großer Baukunst gereift. Das Progymnasium in Lorch, 1973 nach den Plänen von Behnisch & Partner entstanden: ein Bau mit menschlichem Antlitz, in dem sich Schüler jeder Generation wohlfühlen, der sich mühelos dem Wandel der Pädagogik anzupassen vermag.

Die Mehrzahl der gezeigten Projekte erweisen sich als würdige Preisträger, was auch die Juroren ehrt: die Siedlung Ochsensteige in Ulm etwa, schon Anfang der Neunziger verdichtet und mit flexiblen

Grundrissen konzipiert; die 1974 ausgezeichnete Universität Konstanz mit ihrem bis heute bezirzend-bunten Foyer-Glasdach, Carlfried Mutschlers Mannheimer Pfingstbergkirche, die Natur und Architektur spirituell vereint.

Und ja, es gibt auch unschöne Wiederbegegnungen: vor allem bei Projekten, denen nicht gewährt wurde zu überdauern. Dem Ulmer Bahnhof wurde das elegant geschwungene Vordach weggerissen; der Kleine Schlossplatz in der Version von 1968, die dem Stuttgarter Stadtbild eine „neue lebendige Dimension“ verlieh, ist passé. Drei Türme und damit nur klägliche Reste sind von dem ehrlichen Industriemonument geblieben, das Barbara und Fritz Wilhelm mit dem Zementwerk Geisingen gestalteten. Carlfried Mutschlers Mannheimer Multihalle ist diesem Abriss-Schicksal knapp entgangen – erst kürzlich erging der Beschluss, die größte Gitterschalenkonstruktion der Welt zu sanieren. Der Festredner Stephan Trüby mutmaßte in seinem klugen Vortrag wohl richtig: „Hugo Häring würde sich darüber sicherlich grenzenlos freuen.“

**Bis 24. Januar.** Geöffnet Di-Fr 10-13, 15-18 Uhr. Zur Ausstellung ist ein Buch erschienen.

# Schumann und das Schweigen des Intendanten

**Staatsorchester** Cornelius Meister garniert große Romantik mit John Cage. *Von Susanne Benda*

**A**m ersten Geigenpult sitzt ein Mann mit Tuba. Neben ihm ein Lockenkopf mit Bratsche. Das ist doch nicht etwa ...? Doch, ja, er ist's: Als das Staatsorchester am Sonntagmorgen drei der acht instrumentalen „Quartet for 93 Players“ spielt, die John Cage 1976 über romantische Chorsätze komponierte, ist Viktor Schöner unter ihnen.

Einen Ton zum musikalischen Geschehen steuert der studierte Violaspieler allerdings nicht bei. Der Intendant der Staatsoper Stuttgart schweigt, zusammen mit wechselnden 89 Musikern, darunter Profis und einige Laien. Immer nur je vier Instrumente spielen gleichzeitig einen Ton, die Klänge wandern über die Bühne – für das Publikum ist das eine durchaus anspruchsvolle Reise für Augen und Ohren. Dabei gelangen Cages „Quartetts“ über den Umweg der Reduktion zu einer subversiven Hommage an den romantischen Orchesterapparat, an den Luxus eines sinfonischen Fünfszylinders.

Was dieser zu leisten imstande ist, hört man zuvor und danach – bei einer anderen Form des Quartetts. Um alle vier Sinfonien Robert Schumanns als Zyklus spielen zu können, hat der Generalmusikdirektor Cornelius Meister das Sonntags- und das Montagskonzert miteinander verbunden, und bei der Matinee beweist er ausgerechnet bei Schumanns vielleicht schönster, interessantester und schwierigster Sinfonie, der zweiten, was ihn an diesem Komponisten fasziniert.

In keiner anderen Schumann-Sinfonie – die „Rheinische“ gibt's nach der Pause – spürt man so stark die Reibung von Form und Inhalt, von Tradition und Aufbruch, und in keiner anderen zeitigt die Reibung ein so heterogenes, widersprüchliches musikalisches Ergebnis.

Meister nimmt sich, auswendig dirigierend, des Stücks in Liebe an. Und mit größter Sorgfalt. Die Bläser: glänzend, makellos. Für das größte Wunder sorgen aber die Streicher, die ungemein präzise und homogen phrasieren und Akzente setzen. Schon in seiner langsamen Einleitung entspinnt sich der erste Satz in fein bewegtem Fließen. Das Scherzo hat fast etwas von Mendelssohn'scher Elfenhaftigkeit, und der Wechsel der Formteile ist hier ein weicher Übergang, kein Kontrast. Im Adagio gelingt Meister das Kunststück, dem Singen weiten Atem-Raum zu lassen, diesen aber dennoch klar zu strukturieren – vor allem von unten, wie beim Generalbass des Barocks, denn dieser Satz ist ja so etwas wie der romantische Traum von einer Arie aus alten Zeiten.

Selten waren die Zuhörer im Beethovensaal zuletzt so still, so konzentriert wie jetzt – und so verzaubert, dass mancher am Sonntag bei Cage den lockigen Mann am ersten Pult womöglich wirklich für einen stummen Bratscher hielt. Unglaublich.

Die Streicher im Orchester sind glänzend koordiniert.